

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 108.

Sonntag, 9. Mai.

1915.

Klippen.

(15. Fortsetzung.)

Roman von Helene Schebe-Heller.

Nachdruck verboten.

Wie oft, wenn die Wogen der Leidenschaft den tiefsten Grund seiner Seele aufwühlten, hatte er mit diesen Gedanken gekämpft — wie oft mir mit Ausbietung aller Kräfte dem heißen Begehrn widerstehen können, sie in seine Arme zu schließen und in einen Kuß den Drang seiner Leidenschaft zu legen.

Er hatte sich beherrscht; denn er wußte, daß er dies Glück mit einem Bruch ihrer Freundschaft zu zahlen haben würde. Innerhalb der Grenzen, die sie selbst gezogen hatte, gab sie ihm, was sie zu geben vermochte — es war viel — aber es war nicht alles — die Liebe machte ihr Unrecht auf Freiheit geltend und begehrte laut, die Schranken zu brechen und die Grenzen zu überschreiten.

Es war ja auch für Hilde ein steter Kampf. Er fühlte ihr Herz hinter dem eisernen Gitter der Pflicht und Selbstbeherrschung vor Liebe und Sehnsucht bebен. — Die Traumbilder, die für ihn in dem einen Wort „Hilde“ lagen und ihn im Wachen und im Schlafen umgaben, begleiteten auch sie. Warum sollte nicht aus dem Traum Wirklichkeit, aus der Sehnsucht vollkommenes Glück werden?

Seit Jahren schlepppte er seinen Ehestand mit sich. Das war ein Hinten zwischen Treue und Untreue, Lüge und Wahrheit; es war die Feigheit, die nicht die Kraft findet, der Meinung der Welt zum Trotz einer unmöglichlichen Situation klar ins Auge zu sehen. Warum nicht brechen mit dem Halben und ganze, glückliche Menschen werden?

Wie würde Hilde darüber denken? Würde ihre Liebe stark genug sein, um über diese schwerwiegenden äußerer Bedenken zu siegen und sich angesichts einer urteilenden und verurteilenden Welt ein neues stolzes Glück mit ihm zu bauen?

Doch sein Entschluß stand unumstößlich fest.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo er um sie ringen durfte, um alles zu gewinnen oder alles zu verlieren.

Alles zu verspielen?

Er wagte nicht an diese Möglichkeit zu denken — ihm war, als müsse es ihm das Herzblut kosten. —

Als Hans Kistling einige Tage darauf vor Frau Roswalds Wohnung stand, fest entschlossen, den entscheidenden Schritt zu wagen, wußte er, daß jetzt zwei Menschenleben in einer Frauenhand ruhten.

— Sie sprachen erst von seinem neuen Manuskript.

Er las ihr vor — sie hörte zu — warf hier und da eine Frage ein, machte Einwendungen und Bemerkungen, er antwortete und verbesserte, bis die Arbeit mit allen Korrekturen beendet vor ihm lag.

„Und nun?“ fragte sie. Ja, nun!

„Ich habe Ihnen heute so viel zu sagen — Hilde“, begann er, und seine Stimme hatte solch eigenartlichen Klang. Sie wußte ihm mit der Hand, als sie die zauberliche Anrede hörte; sie duldet nicht, daß er sie so nannte.

Da brauste er auf:

„Verstoßt man gegen die Form, wenn man wahr ist und den Ausdruck wählt, der das Empfinden erschöpft? Verstehen Sie nicht, daß ich das Wort „Hilde“ tatsächlich nur empfinde, nicht spreche, und ganz unbewußt vom Herzen über die Lippen gleiten lasse?“

Es lag in seinen Bügen ein solcher Ausdruck verhaltener Leidenschaft, daß sie erschrak.

Über er brach plötzlich ab und sagte ohne weitere Umschweife auf sein Ziel zueilend: „Wie denken Sie eigentlich über die Ehescheidung?“

Sein Blick drang forschend — ängstlich in den ihren. Sie zuckte zusammen. Alles Blut wich aus ihrem Gesicht. Mit dem Instinkt der Liebe hatte sie gleich den persönlichen Sinn aus Kistlings Frage gefühlt.

Sie wußte, daß war die Stunde der Entscheidung, die einmal kommen mußte.

Es gab kein Ausweichen mehr. Nun stand sie unmittelbar vor der Klippe.

Zeigt schnell sich fassen — ruhig bleiben — eine Antwort finden.

Nicht lange überlegen. Ja nicht die Flut der eigenen Wünsche steigen lassen.

„Ich denke, kein Mann hat das Recht, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, die ihm treu geblieben ist. Der Schwur, den er geleistet hat, bindet ihn fürs Leben.“

Sie merkte wohl, wie klang- und farblos die Worte waren — wie äußerlich und oberflächlich sie die Beziehungen zwischen Mann und Frau sahen.

Sie fühlte sie nicht. Sie zitierte sie aus dem Buche der Moral und sprach sie mechanisch nach, ohne das Herz mitreden zu lassen, wie die Kinder die auswendig gelernten Stellen aus dem Katechismus herzagen. Aber sie fand keine andere Antwort. Sie wollte auch nicht schweigen. Sie fürchtete sich vor der Erregung, die sich ihrer bemächtigt hatte, und suchte, sich vor sich selbst zu schützen.

„Hilde — weichen Sie nicht aus — lassen Sie mich reden. Ihnen erklären — mein Leben hängt von Ihrer Antwort ab — lange genug habe ich mich bestwungen und geschwiegern — jetzt kann ich es nicht mehr. — Sie müssen wissen — verstehen, was ich jetzt durchkämpfe.“

Hastig mach er das Zimmer auf und ab. Seine Worte überstürzten sich.

„Ich liebe Sie, Hilde. Ich kann nicht mehr ohne Sie sein. Und Sie —“ seine Stimme sank plötzlich zu tiefen, innigen Auffordern — „Sie lieben mich auch. Wir gehören einander. Das genügt. Das bindet mehr als Menschengefege. Wir brauchen nicht ein verschafftes, einsames Leben zu führen — wenn ganz nah — das Märchenland winkt und lädt.“

„Hilde“ — er hielt inne — sah sie an und schaute in personene Augen hinein —

„Hilde, Sie wissen doch — das Märchenland, in dem alles voll Sonne ist, weil man mit der Liebsten dortwohnt — wir gehören dahin. Sie und ich — —“

Aber Ihre Frau — ?

Immer dieselbe Klappe, die vor ihrem Glück auftrat.

„Meine Frau —“ er wurde noch ernster. „Die schwersten Kämpfe habe ich durchgeföhrt — ihretwegen. Ich dachte, ich müßte verzichten auf das große, reiche Glück, das ein Zusammensein mit Ihnen mir gebracht hätte. Ich glaubte, sie liebe mich, ich vertraute ihr, wollte ihr nicht weh tun, wollte nicht auf ein zerschlagenes Dasein ein neues Leben aufbauen —. Wie habe ich mit mir selbst gerungen, wenn die Leidenschaft mich packte — wie schwer war das Entfagen — Sie werden es nie wissen, Hilde — es bedurfte oft übermenschlicher Kraft, so still neben Ihnen zu sitzen — Sie zu sehen — Sie zu fühlen — von Manuskripten zu reden, wenn das Herz fast brach vor Sehnsucht.“

Sie zitterte ein wenig und schaute von ihm weg. Er sollte nicht wissen, daß auch sie, so wie er, gesessen und gekämpft hatte.

Der eine mußte immer stark bleiben, damit der andere nicht schwach würde.

„Aber nun —“, er stockte — suchte die richtigen Worte — „nun ist es ganz anders geworden. Meine Frau liebt mich nicht — sie liebt —“ Er brach ab, unfähig, weiter zu reden.

Sie schaute mithühlend und warm zu ihm herüber. Das war es also, was seit Wochen auf ihr gelastet hatte, das der schwere Druck, den sie sich nicht hatte erklären können.

Ein leises Gefühl von Eifersucht — fein und doch stechend wie ein Nadelstich — regte sich in ihr bei dem Gedanken, daß die andere ihm so nahe stand, daß sie es vermocht hatte, ihn so leiden zu machen.

Aber sie währte sich wild dagegen.

Sie zerrie die böse Gefühle aus ihrem Herzen und antwortete fast barsch:

„Ich glaube, Sie irren sich. Erna hat Sie immer geliebt und immer nur mit Liebe von Ihnen gesprochen.“

„Ich irre mich nicht. Sie selbst hat es mir gesagt.“

„Vielleicht halten Sie sie gereizt. Vielleicht sprach aus ihr der trockne Widerspruch und es war nichts Wahres an ihren Worten.“

Sie stahlte sich zur Verteidigung der anderen. Wappnete sich mit Wutbieten aller Kräfte gegen jene Empfindung, die sie beschlichen hatte.

„Es ist wahr“, sagte er dumpf, „o — wie habe ich unter der Schmach gesunken und war wehrlos, machtlos — kannte den Feind nicht, den ich vielleicht unter meinen Freunden zählte — mußte es ertragen, — weil sie ihn nicht nennen wollte — konnte nicht vergelten — nicht einmal tun, was die Ehre von mir heischt —“

Sie sah ihn erschrocken an. Was war geschehen?

Er schritt mit finsterem Gesicht durch das Zimmer, das bisher nie solche Worte gehört — das immer nur Frieden ausgeströmt hatte.

Der Baron legte wieder auf ihn seine bleierne Hand. Er stand noch einmal im Nebel.

„Mein armer, lieber Freund“, sagte sie weich und dachte, es sei sehr schwer, still an seinem Platz zu sitzen — nicht einmal die Hand ihm reichen zu können und aussehen zu müssen, wie er litt.

Seine Züge hellten sich auf. Nur der Klang ihrer Stimme hatte die bösen Gedanken verscheucht.

„Verstehen Sie nun, Hilde?“ Er sprach rasch, mit immer wachsender Erregung. „Ich entwende ihr nichts, wenn ich Ihnen nun alles gebe. Sie hat selbst alles zurückgenommen. Warum eine Ehe weiterschleppen, die keinen befriedigt, in der jeder nach Freiheit lebt — fühlen Sie nicht, daß dies die größte Unwahrheit und Selbstentwürdigung ist — nur innere Schwäche — nur Furcht vor dem Urteil der Buschauer des Lebens.“

Sie kämpfte hart mit sich selbst.

„Reden Sie, Hilde“, flehte er, „sagen Sie, daß der Mann, der in einer solchen Ehe mit einer anderen Liebe im Herzen dahinlebt — die Pflicht hat Klarheit und Wahrheit zu schaffen und —“ er zögerte — aber die

Leidenschaft riß ihn fort und atemlos, bebend sprach er das entscheidende Wort aus:

„Und als seine Gattin die Frau heimzuführen, die für ihn der Inbegriff alles Glückes und Lebens ist.“

Sie barg den Kopf in die Hände — war ganz Sehnsucht und Verlangen — wagte nicht, den Mann anzusehen, den sie mit jeder Faser ihrer Seele liebte.

Sein Blick hing an ihren Lippen. Sein Herz pochte zum Berspringen.

„O — es ist so schwer!“ sagte sie endlich.

„Was ist schwer, Liebe?“ fragte er weich — er hätte sie so gern in seine Liebe eingehüllt.

„So schwer, zu wissen, ob man darf —“ und fügte nach einem langem Schweigen hinzu:

„Lassen Sie mich Ihre Frage beantworten, wenn ich ruhiger geworden bin — jetzt kann ich es noch nicht — ich könnte später bereuen, was ich nun Ihnen sagen würde — und das wollen Sie doch nicht — nicht wahr?“

„Nein, das möchte ich nicht“ antwortete er schlicht — „ich will ein Wort — klar und wahr, wie Ihr Wesen, das Sie nie bereuen werden, und das über unser Glück entscheiden wird.“

(Fortsetzung folgt.)



Eines Wibes Glück hängt nur vom Ohr des Hörers ab und nicht von der Zunge dessen, der ihn macht.
Shakespeare.

Wiener Kriegsfrühling.

Man schreibt uns aus Wien: Es ist ein Urwiener Frühling geworden, dieses Jahr. Altwienerisch gestimmt. Ein Frühling mit richtigen Landpartien, wie sie in diesen neuromantischen Zeiten der „Dampf- und Benzinträger“, Eisenbahn und Auto benannt, längst nicht mehr im Schwange waren, und wie sie Anno Vorjahr das weinelige Alcblatt: Schubert, Bauernfeld, Lachner, kaum anders geschlendert sind. Zu Fuß aus Strafen der Stadt ins Grüne von Grinzing, Sievering, Hadling und Hütteldorf. Weiß glänzt die Straße. Seltens nur schrillt der Schrei einer Lokomotive in die Stille, noch seltener das Warnsignal eines Autos. Es ist Krieg, und die Motoren des Dampfes und des Benzin dienen nun bedeutend wichtigeren Zwecken als denen eines Wiener Sonntagsvergnügens. An allen Stationen der Stadtbahn sind Plakate, die verkünden, daß die Sonntagszugvermehrungen unterbleiben müssen, und daß überhaupt nur „nach Mahgab“ der verfügbaren Plätze Fahrtkarten ausgegeben werden. So fahren die wenigen Bütze jetzt halb- und viertel leer, wo früher die vielen bummwoll waren. Denn — das Fahrgeld ist gleich geblieben; aber eine Krone steht jetzt höher im Ansehen als früher, sie gilt mehr, seit man beim Fleischer und der Gemüseträmerin weniger für sie bekommt, und die Sonntags „Fahrt“ der Wiener finden wieder zu Fuß statt, wie Anno Schwindt und Schubert nach Grinzing, Sievering und Hütteldorf-Hadling. Dort sitzen sie dann in den kleinen Wirtsgärten mit den uralten Bäumen, sehr viele Frauen, sehr viele Kinder und wenige Männer. Jetzt erst merkt man es recht: Krieg! Nicht in der Stadt, wo das Leben, vielgeschäftig, weiterging, wohl aber vor der Stadt, wo es sonst ein wenig verschwundene. Und auf einmal freucht eine hohe Stimme in die noch stillere Stille „Extraausgabe, Extraausgabe!“ Bis hier heraus leuchten die Zeitungsverläufer mit dem allsonntäglichen Extrablatt. Und auch darum bleibt man in diesem Jahre hübsch im Dunstkreis von St. Stefan. Die Extrablattverläufer machen in den Wiegärtner das beste Geschäft.

Das heißt: mit den Bier- und Kaffeehäusern ist das auch so eine Sache. Sie sind meist vor dem Baun, auf der Wiese etabliert. Man „lehrt“ nicht mehr „ein“. Die Leute, die zu Fuß ins Grüne wandern, nehmen das Päckchen Mundvorrat von Hause mit. Den Milchkaffee in der Flasche, das Kriegsbrot in der Tasche. (Diesen Stein schenkt ich einem Kriegsoperettlibrettisten.) Denn — o Schreden! — in der Baugen und in der Knödelhütte wird seit Kriegsbeginn kein Kaffee, sondern nur mehr Tee verabreicht, die Milch findet „in der Stadt“ eine ökonomischere Verwendung, und was das Kriegsbrot anbelangt: ein Stück kostet jetzt nicht nur den billigen Preis von 5 Heller, sondern auch eine Kostbarkeit, eine Brotmarke zu 70 Gramm, und das kann man sich nicht so

ohne weiteres leisten. Also wird auch das wieder wie Anno dazumal: man geht zu Fuß, nicht gar weit und mit dem Proviantkästchen am Rücken.

Jawohl, Wien, das leichte Leben Wien, lernt sparen. Man sieht es hier überall. An allen Bauernhäusern, die sonst den großsprecherischen Titel „Landvilla“ führten, leben noch die Bettel: „Sommerwohnung zu vermitteilen“ (mit zwei t). In anderen Jahren hätte man um diese Zeit ebenso wenig eine Sommerwohnung bekommen wie jetzt ein drittes Kilogramm Brot in der Woche. Wer sonst eine Sommerwohnung hatte, mietete sie im August gleich fürs nächste Jahr. Diesmal aber erfolgte die verfrühte Abreise so überstürzt, daß man die Erneuerung vergessen hat. Und seither hat man sich nicht wieder an sie erinnert. Wer wünscht heute schon für Juli sein Leben festzulegen? Wer hat die Laune dazu, wenn Vater, Mann oder Sohn im Felde sind? Und dann: diese Sommerwohnungen waren der unerhörteste Luxus der Wiener, für drei Wohnräume, ganz primitiv, ohne Gas und elektrisches Licht, ohne Badezimmer und Wasserleitung, wurden 800, 1000 und 1500 Kronen gezahlt. Heute sind die Preise nicht niedriger, sondern eher höher, denn die Eigentümer rechneten damit, daß in diesem Jahre auch Leute, die sonst weiter gelegene Orte im Salzammergut, in Tirol oder gar im Ausland aufsuchten, die Nähe Wiens vorziehen würden. Aber sie verrechneten sich. Wien ist noch näher zu Wien als seine Umgebung. Nur einige Orte sind heute schon, sind schon — als richtige Winterfrischchen — seit November und Dezember überfüllt. In ihnen siedelten sich die wohlhabenderen Flüchtlinge an. Zumeist Juden. Sie suchten die paar Sommerfrischchen auf, in denen es ihren Religionsgefechen entsprechend Küche und womöglich ein Bethaus gibt. Böslau ist so ein Ort. Und Baden, das Dorado des vormärzlichen Wien, wo es jetzt ganz altbiblisch und dennoch zeitgemäß hergeht.

Dr. H. W.

= Bunte Welt. =

Aus der Kriegszeit.

Der Gruß einer deutschen Frau an Frau v. Weddigen.
Gott helfe dir, du schmerzensreiche Frau!
Du großer Geweiht! Sieghaft Lächelnde,
Die du im Heimweh durch den Tag wirst schreiten
Mit einem Herzen, überschwer an Sehnsucht und an Stolz!
Und des Nachts wirst du in deine Kissen schluchzen,
Deine Seele sucht ihn, den du lieb hast über alles — —
Aus seinen leuchtenden Augen strahlt dir ein heiliges Glück:
„Für Kaiser und Reich, für dich und mein Heimatland
Gab ich Leben und Liebe, meine Manneskraft hin!“
Und du wirst lächeln unter tausend Schmerzen,
Du Liebgeihte, stolze junge Frau!
Ein Tag war da, der dich ihm gab zu eigen,
Den Ihr gelebt wie Menschen hoch geweiht
In einem Glück, das selten zu uns kommt,
So reich an Seligkeit und heil'gen Andachtsschauern,
Die schon im Tod ein ewiges Leben hab'n.
In heiliger Vereinigung zweier Seelen!

Blick auf! Sei eine Heldin, wie er Held uns war!
Ganz Deutschland blickt auf ihn in Lob und Dank!
In allen deutschen Herzen lebt er fort!
Du darfst nie glauben, daß er dir genommen,
Er ist bei dir, wie du mit ihm in Liebe gehst!
Das Höchste lebst du — Ein Tag war da,
Wo Gott dich selbst in alle Himmel führt!

Gemma Böhmer.

Wie Kriegsgerüchte entstehen. Im vorigen Herbst trat, wie erinnerlich sein wird, eines Tages mit der größten Bestimmtheit die Meldung auf, daß große russische Truppenmassen über Archangel und Großbritannien auf den westlichen Kriegsschauplatz befördert worden seien. Es wurden so bestimmte Einzelheiten mitgeteilt, daß kein Zweifel an der Nichtigkeit der Tatsache möglich sein sollte. Wie dieses Gerücht entstanden ist, erklärt jetzt in der „Times“ ein Mitglied des Pressebüros der englischen Botschaft, und er liefert damit einen Beitrag zur Psychologie der Kriegsgerüchte, durch die die Öffentlichkeit immer wieder erregt wird. Die Erklärung ist recht einfach. Eine ziemlich große Zahl von russischen Offizieren kam damals in England an, die einen mit dem Auftrag, Munition zu kaufen, die anderen, um sich zu den verschiedenen Generalstäben an der Front im Westen zu geben, denen sie zugewiesen waren. Russische Soldaten, Ordinanznen usw., begleiteten sie, und so war es eine ganze

kleine Truppe, die von Archangel zu den schottischen Häfen reiste. Natürlich wurden sie von verschiedenen Personen gesehen. In dem Augenblick ihrer Ankunft beschloß nun infolge eines rein zufälligen Zusammentreffens das englische Kriegsministerium, mehrere Lager, die zur Ausbildung der Territorialtruppen dienten, zu verlegen. Diese Verlegung wurde sehr geheim vorgenommen. Die Vorhänge der Wagen in den Transportzügen waren sorgfältig herabgezogen, damit niemand sahe, daß es sich um einen Truppentransport handelte. Selbst das Zugpersonal wußte nichts über die Bestimmung der Züge, die es leitete. Angestellte, die der Ankunft der russischen Offiziere und Soldaten beigewohnt und die geheimnisvollen Züge im Vorbeifahren gesehen hatten, glaubten natürlich, daß zwischen den beiden ungewöhnlichen Ereignissen eine Beziehung bestünde, und mehr war nicht nötig, um das Gerücht vom Eintreffen eines russischen Heeres entstehen zu lassen, das seinen Weg von Murmansk zu Murmansk in neutrale Länder überging und nun durch den Draht in alle Winde gemeldet wurde.

Die „neunschönige Käse“ im Schützengraben. Man erinnert sich, daß die Russen in den Trümmern eines verlassenen deutschen Kriegsschiffes eine Kloppeitsche aus einer Offizierskabine fanden, das nützliche Werkzeug der Reinigung mit der ihnen vertrauten Nagaike verwechselten und nun aller Welt verklideten, sie hätten das Geheimnis der deutschen Disziplin entdeckt. Der Ruhm der russischen Verbündeten hat die Engländer nicht schlafen lassen, und so haben sie eine „neunschönige Käse“ — auch ihnen ein altvertrautes, erinnerungsreiches Instrument — im deutschen Schützengraben gefunden. Wie, wo, darüber ist nichts Gewisses zu ermitteln; aber im „Bulletin“ der Flüchtlinge aus den französischen Norddepartements wird allen Ernstes von dem „Museum von Neue Chapelle“ erzählt, das sich die Sammlungsfreudigen Engländer errichtet hätten aus Fundstücken vom Schlachtfelde, und dessen Glanzstück wäre eine „neunschönige Käse“, wie sie bei den „Boches“ im Gebrauch wäre. Und zur weiteren Verschönerung der Geschichte wird berichtet, daß man einen Gefangenen darüber befragt und daß dieser erklärt habe: „Die neunschönige Käse ist im ständigen Gebrauch in unseren Schützengräben. Jedes kleinste Bewegen wird damit streng bestraft.“

Eine unbekannte Bismarck-Geschichte. In einem Brief an die „Times“ teilt G. S. Howe eine hübsche Bismarck-Anecdote mit, die ihm der bekannte Schriftsteller Albert Vandam erzählte. In Bismarcks Todestage besuchte ihn Vandam. Natürlich kam das Gespräch auf den großen Mann, und Howe fragte seinen Freund, ob er je mit Bismarck zusammengetroffen wäre. Dieser bejahte und berichtete dann über seine erste Begegnung mit dem Kanzler: „Es war 1870 im deutsch-französischen Kriege. Vandam war Kriegsberichterstatter einer Londoner Zeitung und wohnte, als sich das deutsche Hauptquartier in Versailles befand, mit anderen Journalisten in einem Haus, das sie nach 10 Uhr abends nicht mehr verlassen durften. Eines Tages war meinem Freund der Tabak ausgegangen, und er beschloß, trotz des Verbotes sich herauszuwagen, um sich noch etwas von dem edlen Kraut zu verschaffen. Als er um die Straßenecke bog, wurde er von einem riesenhaften Mann umgerannt, der von der entgegengesetzten Richtung eilig daherkam. Der Hüne war Bismarck selbst. Noch ehe mein Freund wieder aufstehen konnte, nahm ihn Bismarck mit einem eisernen Griff beim Rocktragen und stellte ihn auf die Füße: „Wer sind Sie und was machen Sie hier?“ Mein Freund gab an, daß er Berichterstatter sei und nannte seinen Namen. Nachdem Bismarck sich den Ausweis hatte zeigen lassen, fragte er weiter: „Was haben Sie nach 10 Uhr auf der Straße zu suchen?“ „Mein Tabak ist mir ausgegangen, und ohne Tabak kann ich nicht arbeiten, ja sogar nicht leben.“ „Sie haben die einzige Entschuldigung vorgebracht, die ich gelten lassen kann“, sprach Bismarck, „doch Sie sehen sich großer Gefahr aus. Ein paar Schritte weiter wären Sie an einem Posten vorbeigekommen, der Sie totgeschossen hätte, oder, wenn er's mit Ihnen nicht getan hätte“, sezte er grimmig lächelnd hinzu, „dann hätte ich's mit Ihnen so gemacht.“ Bismarck gab darauf Vandam von seinem eigenen Tabak und sagte, er solle untersuchen und solch einen späteren Ausgang nicht zum zweiten Male wagen... Nach dem Kriege war Vandam später bei Bismarck in Friedrichsruh auf Besuch und wurde gastfreundlich von dem großen Mann aufgenommen.



♦ ♦ ♦ Illustrierte ♦ ♦ ♦ Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 10.

17. Jahrgang.

1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Die Gans mit den goldenen Federn

Eine Geschichte aus der Urzeit von M. Herrmann.

Dor Millionen von Jahren, als noch die Tiere Herren über die Erde waren, hatte die Erde eine andere Ländereinteilung, als wir sie heute von den Karten kennen. Zur Zeit dieser Geschichte teilte ein großes Urmeer das feste Land der Erde in eine Nord- und eine Südhälfte. Die Ufer waren vielfach gegliedert, denn beständig zernagte das ruhelose Meer die festesten Felsen; unterspülte sie, daß sie ins Meer stürzten und ihre Trümmer von den gewaltigen Wogen wieder an andere Stellen abgelagert wurden.

Auf einer mächtigen, unabsehbaren Landzunge, die mit ihrem Felsengebirge wie eine klobige Nase sich weit ins Meer hinein erstreckte, nisteten unter zahlreichen Vogelgeschlechtern auch die Gänse der Urzeit. Immer wieder brachten sie dieselbe Art an Größe und Gefieder hervor. Doch eines Tages fand sich unter den graubefiederten Jungen einer Gans eines, das drei abstechende Schwanzfedern besaß. Die übrigen Jungen des Geleges waren der Alten von einem Wiesel geraubt worden, und nun verwendete sie ihre ganze müttlerliche Sorgfalt auf das übriggebliebene. Als dieses heranwuchs, entwickelten sich auch die drei abstechenden Schwanzfedern so prächtig, daß alle Gänse der Kolonie sich verwunderten und hin und her dachten, aus welchem glänzenden Stoffe wohl diese drei prächtigen Schwanzfedern sein könnten.

Da aber die Gänse nicht mit besonderer Klugheit ausgestattet waren, holten sie einen alten Rabe herbei, der im Geruche großer Gelehrsamkeit stand. Dieser befahl sich das neue Wunder und sagte mit weiser Miene: „In den hundertfünfzig Jahren, die ich nun schon auf Erden verlebt habe, ist mir bei einer Gans dergleichen noch nicht vorgekommen, aber es ist kein Zweifel, daß die drei Schwanzfedern von reinem Golde sind. Vielleicht will sich hier eine neue Art von Gevögel aus dem Stamme der Gänse entwickeln, das muß man eben abwarten.“

Sämtliche alte und junge Gänse bewunderten das Gänsechen mit den goldenen Federn aufs höchste, so daß dieses immer stolzer und eingebildeter wurde und sich für etwas viel Besseres hielt, als die ganze Gänsegesellschaft. Als es alt genug geworden war, um eine eigene Familie zu gründen, sah es sich nach einem passenden Lebensgefährtin um; da es aber keinen finden konnte, der gleich ihm mit drei goldenen Federn ausgerüstet war, beschloß es, auf die Wanderschaft zu gehen, um vielleicht in der Ferne das Ersehnte anzutreffen.

Die junge Gans flog nun bis weit in die nordischen Länder, da sie aber dort nicht fand, was sie suchte, ließ sie sich von einem daherrasenden Nordwind nach den südlichen Ländern forttragen, aber auch hier suchte sie vergebens.

Nun benutzte sie einen heftigen Südostwind, um über das Urmeer wieder in ihre Heimat zu gelangen. Sie begrüßte die Stammesgenossen mit lautem Geschnatter und begann sogleich von ihren Reiseerlebnissen mit nicht enden wollender Schnabelfertigkeit zu erzählen.

Aber sie fand nicht viele geduldige Zuhörer unter ihren Verwandten, denn die ganze Gänsekolonie befand sich in großer Sorge und Aufregung. Seit einigen Tagen ließ sich hin und wieder ein dumpfes, unterirdisches Donnern hören und die Felsen schienen zu wanken. Schon hatten ganze Scharen von Tauben, Enten und Hühnern die Heimat verlassen und sich dem Festlande zugewendet. Nur die schwerfälligen Gänse hatten noch neben den leichtbeschwingten und raschen Vögeln auf ihren Brutplätzen aus. Sie hielten Beratung über Beratung ab, schließlich nahmen sie wieder den Rat des alten Raben in Anspruch.

Dieser rief eine Versammlung der Raben zusammen und hielt folgende Ansprache an dieselben: „Werte Geschlechtsgenossen! Seit den hunderfünfzig Jahren, die ich nun schon auf Erden erlebe, haben sich die Anzeichen eines Umsturzes nicht so stark bemerkbar gemacht, als jetzt. Auch die stummen Bewohner des Meeres befinden sich in sichtlicher Aufregung. In Scharen sind die Tiefseebewohner an die Oberfläche des Meeres heraufgeschlendert worden, die Bandfische mit ihren glashellen Schlangenleibern verkünden Unheil, wenn sie aus ihrer Tiefe heraussteigen, es mag nun jeder seine Ansicht kund geben, was wir zu tun gedenken.“

Jeder erzählte nun von seinen Erfahrungen, die er bei Erdbeben und Zusammenstürzen von Erdschichten gemacht hatte und alle fanden es für das Klügste, die alte Heimat schnellstens zu verlassen. Nun rüsteten auch die Gänse zum Aufbruch, nur die junge Gans mit den goldenen Schwanzfedern stand noch in eifriger Unterhaltung mit zwei jungen Raben.

Sie fühlte sich geehrt durch die Aufmerksamkeit der beiden, die mit lauten Lobgesängen und Schmeicheleien die junge Gans betörten. Die Schelme hatten es auf die goldenen Schwanzfedern abgesehen, und während der eine der jungen Gans Komplimente machte, ging der andere hinten herum und riß schnell eine goldene Feder heraus.

Als die junge Gans sich mit einem Schmerzensschrei herumdrehte, riß auch der zweite Rabe eine Feder heraus, und beide erhoben sich mit ihrem Raube schnell in die Luft und flogen den Schwärmen der übrigen Vögel nach, die nur noch wie Wolken schatten in der Ferne sichtbar waren.

In wildem Zorn und Schmerz stieß die Verlaubte schreckliche Klagerufe aus, die aber von einem furchterlichen Donnern und Krachen aus dem Innern der Erde verschlungen wurden. Jetzt bäumte sich die starre Felsenkette,

als sei sie flüssig geworden, in Wellen auf und nieder, riesige Spalten klafften auseinander, und die ganze Landzunge senkte sich ins Meer hinab, das mit wütendem Getöse hoch außersprang und die noch sichtbaren Felsenreste mit seinen Fluten überschüttete.

Im ersten Augenblide war die junge Gans wie gelähmt vor Entsetzen, und als sie endlich diesem Umsturz entfliehen wollte, wurde sie von einer Sturzwelle erfaßt, mit weit ausgebreiteten Flügeln in einen Felsenpalt gepreßt und mit Felstrümmer und Schlamm überdeckt.

Schicht auf Schicht von zermahlenen Felsenmassen türmten die Meereswogen im Laufe von Jahrtausenden und abermals Jahrtausenden auf der Landzunge auf, die unter dem pressenden Drucke immer tiefer sank. Schicht auf Schicht versteinerte zu Schiefergebilden.

Doch durch das wechselvolle Spiel der Erdenkräfte wurden diese Ablagerungen allmählich emporgehoben und stiegen als Gebirge aus dem Meere wieder auf, Schutzwälle errichtend, die die Fluten zurückdrängten, daß sie ihre Gewalt an anderen Festländern erproben mußten.

Die Menschen, die jetzt neben der Tierwelt die Erde bevölkern, machten sich die Schiefergebirge für ihre Zwecke des Häuserbaues dienstbar, spalteten Schicht auf Schicht mit ihren Werkzeugen ab und kamen so schließlich an die untersten Felsenpalten mit ihren Tierresten; so fand man auch die junge Gans versteinert, aber wohl erhalten mit der einen goldenen Schwanzfeder wieder auf.

Die Gelehrten der Neuzeit sind sich jedoch wegen der goldenen Feder immer noch nicht einig, zu welcher Classe von Geflügel sie die Gans rechnen sollen.

Alle Tiergeschlechter der Urzeit, die es verstanden, rechtzeitig den vernichtenden Gewalten der Erde auszuweichen und sich den veränderten Verhältnissen anzupassen, haben sich bis auf die heutige Zeit erhalten, und besonders die Raben sind eine so wohlbekannte Erscheinung, daß wohl jeder sie kennt und auch ihre Eigenschaft, glänzende Gegenstände zu rauben und zu verstechen, daß man von einem Menschen, der die gleiche Eigenschaft besitzt, zu sagen pflegt: „Er stiehlt wie ein Rabe.“



Der Spiegelbilder-Fabrikant.

Von Otto Promber.

Es können wohl ein halbes tausend Jahre her sein, da lebte in Augsburg ein junges Büschchen, namens Florian Veit. Vater und Mutter waren ihm frühzeitig gestorben, und auf der ganzen Welt hatte er niemanden, der sich seiner angenommen hätte.

Zuerst verlegte er sich aufs Betteln. Und als er fünfzehn Jahre alt war, ging er bei einem Gläsermeister und Spiegelmacher in die Lehre. Florian Veit war ein munterer, gewekter Junge. So mager er war, so flink war er in allen seinen Bewegungen. Bald war er des Meisters rechte Hand, der ihn zu seinen vielartigen Geschäften gut brauchen konnte.

Nur hatte Florian eine recht sonderbare Gewohnheit. Während sich zur Feiertagsstunde und am Sonntage die anderen Burschen lustige Kurzweil und Unterhaltung schafften, hockte Florian, von der Welt ganz abgeschlossen, in einer engen, dumpfen Bodenkammer und studierte alte Rezepte. Diese handschriftlichen Rezepte, die ihm sein Vater als einziges Vermögen hinterlassen, betrafen allerhand seltsame Kunststückchen, etliche auch der geheimnisvollen Schwarzkunst und Alchemie. „Wie man sich unverwundbar macht“, „Die Kunst, jede Krankheit zu heilen“, „Wie man aus zerstoßenen Steinen Gold herstellt“ und anderer Hofspokus einer alten Zeit war da zu lesen. Florian verstand kaum den zehnten Teil von all dem schwarzkünstlerischen Gerede. Aber je weniger er davon verstand, um so kostbarer und interessanter erschienen ihm die Rezepte.

Stundenlang konnte er ganz versunken zum Bodenfenster hinaus und darüber nachdenken, wie es ihm möglich werden könnte, die Rezepte auszuprobieren. Wenn ich nur erst Geselle bin, dachte er; alsdann will ich der Welt schon zeigen, was alles in meinem Kopfe steht. Ich will dann ganz Augsburg überraschen, und die Herren Patrizier, die Magister und Hochgelahrten werden zu mir kommen und mich um Rat fragen. Die Rezepte zu allerhand wunderbaren Dingen hab' ich ja! —

Die Zeit verging. Und als ein paar Jahre ins Land gegangen waren, hatte Florian Veit sein Gesellenstückchen abgelegt.

Nun ans Werk! dachte der junge Mann.

In dem kleinen Gesellenstückchen, das er von seinem Meister angewiesen erhalten hatte, legte sich Florian aufs Experimentieren. Phiole und Retorten schleppete er herbei, und es dauerte gar nicht lange, da war das Zimmer ein kleines Laboratorium. Während die anderen jungen Leute der Stadt nur darum besorgt waren, wie sie sich das Leben möglichst angenehm gestalten könnten, stellte Florian Veit zu jeder freien Stunde und selbst Sonntags nachmittags in dem Stückchen, eifrig damit beschäftigt, die Rezepte auszuprobieren. Leider nur mußte er hier eine Enttäuschung um die andere erleben. Denn alle die schönen Rezepte taugten nichts. Sie waren nichts weiter als abergläubisches Gefasel!

Dem jungen Menschen ging dieser Mißerfolg gewaltig im Kopf herum. Ihm wurde recht unbehaglich zumute, als er daran dachte, wie sehr man ihn schon wegen seiner Geheimnistuerei aufgezogen und ausgelacht hatte. Sogar der Meister hatte erst lächelnd zu ihm gesagt: „Lasse er von solchen Narrenheiten, denn sie bringen nichts ein. Viel gelahrter Leute als er haben sich schon mit derlei Dingen beschäftigt und das Ende vom Liede war gewöhnlich, daß man von ihnen sagte, sie wären mit dem Teufel im Bunde. Sie wurden aufs Rad geflochten, gevierteilt, verbrannt!“

Was wollte Florian Veit nun tun? War er nicht bereits der „Ausgelachte“, vielleicht gar noch der „Beargwöhpte“? Aber nein, nur nicht den Mut sinken lassen! Hatten ihn alle die schönen Rezepte zum Narren gehabt, so wollte er wenigstens einen Rezepten aufstellen, das die Wissenschaft und Kunst bereicherte. Ehrgeizig, wie Florian war, wollte er zuerst vor seinem Meister bestehen; hatte er diesen von seinem Können überzeugt, so durfte er's auch mit den anderen aufnehmen.

Und so stellte sich der Glasergeselle die Aufgabe: wie stelle ich noch bessere Spiegel her, als sie mein Meister herzustellen imstande ist? Veit probierte alles durcheinander, um diese schwere Aufgabe zu lösen. Da eines Sonntags morgens, hatte er durch eine neue Unterrichtung des Glases einen Spiegel erfunden, der weit schöner als die anderen war und wie gepudert Silber funkelte und glitzerte. Zitternd vor Aufregung nahm er den Spiegel und zeigte ihn seinem Meister: „Hier schaut — mein Probieren und Studieren hat doch etwas genützt!“

Der Meister war ganz betroffen. Er wendete den Spiegel hin und her, nickte ein paarmal mit dem Kopfe, tat dann einen leisen Pfiff und sagte beinahe grob: „Ich gratuliere ihm!“

Der Geselle mußte dem Meister sofort einen neuen Spiegel der verbesserten Art herstellen, und als auch dieser gelang, erklärte sich der Meister bereit, dem Veit die neue Erfindung für tausend blonde Gulden bar abzukaufen. Florian Veit überlegte sich's nicht lange, sagte „ja“ und strich tausend blonde Silbergulden in seinen Beutel.

Nun aber litt es ihm nicht länger in Augsburg.

Er schnürte sein Bündel und zog an einem schönen Sommermorgen hinaus durch das Tor der Stadt. Froh wie die Lerche in den Lüften und sorglos wie sie wanderte er dahin durch die Wiesen und Felder in der Richtung nach Nürnberg.

Mitten in seiner Wanderung lachte er plötzlich überlaut auf. „Hahaha — wenn das ginge — ja, wenn das ginge!“ rief er und klatschte in die Hände. „Gelingt's mir, so bin ich berühmt und reich bis ans Ende meiner Tage. Und warum sollte mir nicht eine Erfindung gelingen, die mir zehntausend statt tausend Gulden einbringt?“

Natürlich handelte sich's bei Florian Veit wieder um eine neue Idee und zwar um eine höchst originelle, die gleichfalls mit dem Spiegel in engster Beziehung stand.

Der Glasergeselle hatte jetzt plötzlich alle Lust am Wandern verloren und sah nur, wie er am schnellsten nach Nürnberg kommen könnte, wo er seine neue Idee ausprobieren wollte.

Als er nach ein paar Tagereisen an seinem Ziele anlangte, war seine erste Sorge die, sich ein geeignetes Laboratorium zu schaffen. Da er mit Geldmitteln gut ausgestattet war, fiel ihm dies nicht schwer.

Wohl ein Jahr lang stellte Florian fast ununterbrochen hinter den vier Mauern seiner Experimentierwerkstatt und mühte sich im Schweize seines Angesichts damit ab, seine Idee zu verwirklichen.

Und sieh da! Eines Tages war ein förmlicher Aufzug in der alten deutschen Stadt.

Das Haus, in dem sich Veit aufhielt, war dicht umlagert, und die Ratsherren und Patrizier in ihren schönen Wämtern kamen herbei, um dem kühnen Erfinder ihr Kompliment zu machen.

Was hatte wohl Florian Veit erfunden? Nun es war etwas höchst seltsames: einen Spiegel, der — ans Licht gebracht — das ewig festhielt, was sich in ihm abspiegelte! Der Spiegel, dessen Scheibe mit einer feinen empfindlichen Schicht überzogen war, wurde in einem völlig dunklen Raum aufgestellt; vor die Spiegelscheibe setzte sich diejenige Person, die „abkonterfeit“ sein wollte. Das Zimmer

wurde auf einen Augenblick erhellt, dann wieder verdunkelt, der Spiegel wurde zur Erhöhung der oberen Schicht (in die sich das farbige Bild eingeprägt hatte) entsprechend präpariert und — das sprechend ähnliche Konterfei war fertig.

Die Leute erschraken ordentlich. Wie war das nur möglich? Ging denn das noch mit rechten Dingen zu? Da brauchte ja einer nur sekundenlang in den Spiegel zu schau'n, um sich darin sogleich aufs dauerhafteste schön bunt absonderlich zu sehen. Es fehlte weiter nichts als ein prunkvoller goldener Rahmen darum, ein Bild zu besitzen feiner und vor allem natürlicher als das schönste Bild der Malerei!

Massenhaft strömten jetzt die reichen Edelleute und Kaufherren von Nürnberg herbei, um sich für viel Geld und gute Worte beim „Meister Florian Veit“ im farbigen Spiegelbild zu verehren, das sie später an dem schönsten Platze ihres besten Zimmers aufstellten.

Veit wußte sich vor der Kundschaft kaum zu retten; er hätte hundert Arme, hundert Beine haben mögen!

Immer weitere Kreise zog des Spiegelbildermachers Ruhm. Er drang auch bis nach Augsburg, und eines Tages kamen Veits früherer Meister und dessen Tochter herbeigeeilt, um den genialen Spiegelbildermacher zu bewundern. Zwischen dem jungen Meister und des alten Meisters Tochter kam es zu einem sehr freundlichen Verhältnis. Die beiden jungen Leute fanden aneinander Gefallen und eines Tages hieß es, beide ständen vor der Hochzeit.

Doch es sollte anders kommen!

Obwohl Florian Veit, das einstmals blutarme Waisenkind, plötzlich ein reicher Mann geworden war, der sich jede Unnachgiebigkeit bieten konnte, war sein von mühevoller Erfinderarbeit geschwächter Körper dem Ansturm nicht gewachsen und kränkelte. Nicht genug damit. Neid und Mißgunst der Leute sorgten dafür, daß man an Veits Kunst dies und jenes zu bemängeln suchte. Welche Unnachigung! sagten sich die Gelehrten, der Kerl will wahnsinnig gescheiter sein als wir! Und wie er von sich reden macht! Sein Witz ist Afterwitz. Wer weiß, was für Schwindel der neuen Erfindung zugrunde liegt! Am Ende steht er gar — mit dem Satan im Bunde. Hat vielleicht in einer geheimnisvollen Mondhöheinnacht zur Geisterstunde unter Galgen vorm Tore der Stadt seine gottlose Seele verkauft? Denn wo sollte der Mann sonst diese teuflische Zaubererei herhaben? — Und so stellten sie die Köpfe zusammen, tuschelten geheimnisvoll und betreuzten sich dreimal, damit ihnen das Gespräch über so sündhafte Kunst nichts anhaben könne.

Was die Gelehrten sich zuraunten, wußte bald das ganze Volk.

Die Finsternis der Köpfe, die Furcht und die Leidenschaft der Herzen förderte eines Tages die furchtbare Anklage zutage, daß es Veit mit dem Bösen halte und um den Preis der Seligkeit seiner Seele vom Teufel das Rezept seiner „Bildermach-Kunst“ erhalten habe.

Von dieser Stund an mied jeder den Bildermacher wie die Pest.

Die Leute schielten hinauf nach den Fenstern seines Hauses und horchten mit Klopfendem Herzen an seiner Tür. Der eine wollte gesehen haben, daß nachts glühende Kohlen über den Dachfirst rollten, während in Veits Hause ein höllisch Gelächter anhub. Der andere behauptete, er habe in Veits Hause um Mitternacht ein seltsam Sauen und Wiebern gehört, und ein Dritter log zusammen, er habe um ein Uhr nachts den gehörnten Teufel zur Feueresse herausbliden sehen, während in der anderen Esse eine auf einem Besen reitende Hexe verschwand.

Hu, hu! hier ging es nicht mehr richtig zu!! —

Eines Morgens dröhnten gegen Meister Veits Haustor drei mächtige Schläge. Der Scharfrichter mit zwei Knechten war's. Mit lauter drohender Stimme sagte er die Anklage herunter und begabte Einlaß! Da wußte Veit, wie viel es geschlagen hatte. Er trat herans und rief das Volk, das sich mittlerweise angefammelt hatte, zum Zeugen an, daß er keinem je ein Haar gekrümmkt, vielmehr allerseits nur Gutes getan und mit dem Teufel bei seiner Seele Seligkeit keinerlei Gemeinschaft habe.

Aber die Leute ringsum überschrien ihn, drohten ihm mit den geballten Fäusten und ein fürwitziger höhnte: „Herausreden will sich der Schaf! Erst gestern habe ich gesehen, wie er am Dachfenster züngelnde Flammen aus dem Munde blies und dabei ein erschrecklich lachhaftes Gebeul anhub, daß mir vor Grauen die Zahne zusammenhügeln.“

Nun war's erwiesen.

Padt ihn! Bindet ihn! Schleift ihn zur Gerichtstatt unter die Feuerlinde!

Hundert Hände griffen zu; man schlug ihn, man trat den armen, franzen Meister mit Füßen.

Und als die Sonne am nächsten Morgen aufging, hatte Veits arme Seele nach allen möglichen Folterqualen auf dem Scheiterhaufen ausgelitten, während sein Haus helllichterloh in Flammen stand, damit der Teufel herauspringe.



Das Leben im Mai.

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus“ heißt ein bekanntes Volkslied. Mancher hat nun schon gemeint, daß dies nicht ganz stimme, denn die Knospen springen allgemein in der ersten Hälfte des April, wenn nicht schon früher. Und doch stimmt's mit dem Liede. In früheren Jahrhunderten nämlich wurde der Frühling der Kürze halber allgemein „Lenz“ oder „Mai“ genannt; es war mit dem „Maien“ also nicht der eine Monat, sondern die ganze Frühlingszeit gemeint. Dieser Auffassung entspricht ja auch das Lied: „Komm', lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün!“

Der Mai ist der am meisten besungene und in allerhand Wortbildungen vertretene Monat des Jahres. Man nennt ihn „Wonnemond“, denn eine Wonne ist's jetzt, zu sehen, wie schön es ringsum in Garten, Feld und Wald wieder geworden ist. Die Pflanzenwelt nennt die Maiblume, die Tierwelt den Maikäfer. Im Walde sproht der junge frische Maiwuchs unterer Nadelbäume, und auch der Pfingstbaum, die Birke, wird „Mai“ genannt. Wie würzig schmeckt der aus Wein und Waldmeister hergestellte Maistrunk! Grün sind jetzt die Auen und Triften vor den Toren der Stadt. Einstmals im Mai fanden da draußen zierliche Reisen statt, bei denen Jung und Alt versammelt war. Eine neue Zeit hat diese mittelalterlichen Bilder längst hinweggewischt und gar das 20. Jahrhundert, das uns eine so rasche Entfaltung des Sports brachte, gab dem Leben und Treiben auf der grünen Aue ein ganz neues Gepräge. Jetzt springt in weitem Bogen der Fußball durch die Luft, oder auch der Tennisball, während unten die Kugeln der Hockey-, Golf- und Croketspieler rollen. Auf dem blinkenden Rad faust ein frühlingstreudiger „Kilometerstreffer“ vorüber, das rasende Auto bläst gefährliche Staubwolken auf, Wandervögel, Quellenwanderer und Pfadfinder marschieren ins Land hinein. Auf den Flüssen aber tummeln sich die Ruderer, die Segler; und die Propeller der Luftschiffe und Flugmaschinen hört man zuweilen im blauen Maienhimmel surren. Neue Zeiten, neue Sitten!

Im Monat Mai erschließen viele Bäume, Sträucher und kleinere Pflanzen ihre Kelche. In Norddeutschland beginnt ungefähr mit dem 1. Mai die Tulpenblüte, auch wohl die Blüte des Apfelbaumes. Eichen und Buchen blühen jetzt, und in den Gärten stehen Flieder und Schneeball, Goldregen, Jasmin, Weiß- und Rotdorn in Blüte. Auf der Wiese sieht man Butterblume, Federnelke, Kaiserblume, Sauerampfer, Wiesenchaumkraut, in voller Blüte stehen, auf den Waldwiesen: Wollgras, Waldmeister, Pechnelke, Sumpfdotterblume, letztere auch als üppiger Schmuck der Quellen und Bäche. Auch das liebliche Vergißmeinnicht entfaltet jetzt seine blauen Sternäugen. Im Garten schauft das rote Herz, blühten Stiefmütterchen, Tausendschönchen, Aurikel und verschiedene Zwiebelgewächse. Die Rasenflächen dagegen sind mit Löwenzahn überwuchert, jener Blume, die später die von Kindern viel beachteten „Eaternchen“ liefert.

Sehr rege gehts auch in der Tierwelt zu. Edelhirsch und Reh bekommen Kälber; die Mehrzahl der Säugetiere hat schon oder bekommt noch Junge. Auch die Vögel erhalten Familienzuwachs; Fink, Kohlmeise und Sperling werden flügge. Der Kuckuck paart sich. Hecht und Karpfen laichen. Der Krebs legt Eier. Im Felde zirpt wieder die Grille. Groß ist das Heer der Käfer und Schmetterlinge.

Erscheinungen im Schloß zu Darmstadt

Eine Sage von Karl Wihel.

Die Gemahlin des Landgrafen Ernst Ludwig erwachte eines Nachts und erblickte eine weiße Frau vor sich. Diese hob ihre Hand, winkte ihr und sprach: „Komme mit, und heb den Schatz!“ Da die Fürstin aber keine Lust zeigte, verschwand der Geist. Im Abgehen sprach er noch folgende Worte: „Jetzt muß ich so lange herumgehen, bis Landgraf Ludwig IX. zur Regierung kommt und den Schatz hebt.“

Später versuchte Ernst Ludwig den Schatz zu heben. Da stellte sich die weiße Frau ein und sprach: „Das kannst du nicht. Jetzt sind noch goldene Zeiten. Es werden jedoch Zeiten der Not und des Unglücks sich zeigen, dann wird das Haus Hessen durch den Schatz gerettet werden.“

Als Ludwig VIII. regierte, ließ sich die weiße Frau öfters sehen. Einst sprach sie: „Wenn der Prinz Ludwig (Ludwig IX.) an die Regierung kommt, dann wird der Schatz aufgeben wie der Mond aus den Wolken, aber Zeit und Stunde sind nicht bestimmt.“ Sie führte harte Klage, daß böse Geister sie von ihrem rechten Platz verscheucht hätten; nur in der Schloßkirche habe sie Ruhe. Einmal sagte sie: „Ludwig IX. ist mein Erlöser. Amen.“ Man war neugierig, ob sie etwas mit der weißen Frau im Schloß zu Berlin gemeinsam habe. Auf eine Frage verneinte sie. Einst wollte sie einer ausfragen. Sie aber erwiderte: „Du sollst mich nicht ansprechen, sondern nur den linken Fuß vorsetzen, dann will ich schon selbst reden.“

Man glaubt, daß der Schatz im Waschhaus zu finden sei oder in dem zugemauerten Gewölbe zwischen dem grünen Tor und dem Mönchentreppchen.

Haben die Tiere Verstand und Überlegung?

Ich bin ein großer Tierliebhaber und nehme an allem, „was da kreucht und fleucht“ den lebhaftesten Anteil. Da erscheint es denn selbstverständlich, daß ich auch h u n d e besitze, und zwar deren gleich vier. Natürlich D a e l. Sie sind Geschwister und ich konnte es nicht übers Herz bringen, sie zu trennen. Jeden Tag gab es da etwas Neues zu bemerken. Aus ihren Stimmen konnte ich genau den jeweiligen Gemütszustand der Tiere erkennen. Die lieben Kötter kamen oft von selbst, meine Frau um Hilfe anzuflehen, so z. B. wenn ihnen beim Fressen ein kleiner Knochen in den Zähnen saß. Daß die Tiere mit Verstand und Überlegung begabt sind, ist für mich eine unumstrittliche Tatsache. Hier zwei Fälle, die das darum: Auf dem Tische stand ein Teller voll Knochen, der für die Hunde bestimmt war. Die Dadel sahen um den Tisch auf dem Boden und Bubbi hatte sich in der Annahme, daß man ihn nicht sähe, auf den Tisch geschwungen, natürlich unter Benutzung eines Stuhles. Er betrachtete den Tellerinhalt, nahm dann einen Knochen und ließ ihn über den Tischrand hinabfallen. Das wiederholte er noch zweimal, bis jeder Dadel seinen Teil hatte, erst da nahm er auch für sich einen Knochen, mit dem er auf seinen Lieblingsplatz, die Sofaecke, flüchtete. Ein zweites Stückchen von Bubbi. Ich brachte aus einem Restaurant einen mächtigen Kalbsknochen

mit und gab ihn dem einen der Dadel, der gerade allein im Zimmer war. Dann kam Bubbi herein, und als sein Bitten und Winseln um Abgabe des Knochens war vergeblich. Das Wasser tropfte ihm aus dem Maule vor Begierde. Dann aber kam er auf folgenden schlauen Einfall: Scheinbar zornig bellend sprang er auf einen Stuhl und von da auf das Fensterbrett, von wo aus er aufs heftigste die Straße hinunter bellte. Dies hörte kaum der Besitzer des Knochens, als er diesen im Stiche ließ, um ebenfalls wütend auf die Straße zu bellen. Das aber war es, was Bubi gewollt hatte; mit einem Satze war er unten, nahm den Knochen, der fast größer als er selbst war, auf, trug ihn stolz unter das Kanapee und der betrogene Bruder hatte das Nachsehen. B.



Der deutschen Jugend!

Junge, das nimm dir ins Leben mit:
Sinn und Herz weit offen der Lehre.
Freue dich, daß du ein Deutscher bist,
Wachse hinein in des Vaterlands Ehre!

Jede Nation hat ihr Heiligtum,
Jede hat ihre verhüllten Gebrächen.
Lebe du stets zu der Heimat Ruhm,
Schilt nicht vor Fremden des Vaterlands Schwächen!

Präge dir ein, was in alter Zeit
Weise von Staaten und Herrschern
geschrieben,
Doch mit bewußter Gelehrigkeit
Lerne dein Vaterland kennen und lieben.

Merke, was die Geschichte lehrt,
Was der Vergangenheit Mahnung gezeigtigt:
Siegreich blieb immerdar Deutschlands
Schwert,

Wenn es sein reines Deutschtum verteidigt.

Sprachenkenntnis ist Stütze und Licht,
Mußt du in fremden Ländern wandeln —
Aber, wie auch die Lippe spricht,
Bleibe deutsch im Denken und Handeln!]

Deine Rede sei klar und flug,
Fremdwörter stopfen Gedankenlücken,
Unsere Sprache ist reich genug,
Deutsches Empfinden deutsch auszudrücken.

Ob du studierst oder Handwerk treibst,
Ob du die Feder führst oder den Degen,
Wenn du dir selber nur treu stets bleibst,
Dient deine Arbeit der Heimat zum Segen.

Treue, mein Kind, und Wahrsichtigkeit ist
Immer des Deutschen sieghafte Wehr,
Freue dich, daß du ein Deutscher bist,
Wachse hinein in des Vaterlands Ehre.

Das Sonnenkind.

Im Gefährt, im güldenen sitzt
Ein Knabe, hold von Gebahren.
Die güldene, Peitsche er schwingt und es
blitzt —
Heia! wie weiß der zu fahren!
Rosse und Rüstzeug hat er genug
Mägde und Knecht zu Hauses Behuf,
Geflügelten Schwarm auf dem Dache.

Der alte Wrangel.

Der alte Wrangel war ein tüchtiger Mann, aber in der Orthographie nicht sehr bewandert und mit mir und mich stand er immer auf Kriegsfuß. Doch aus der Ruhe ließ er sich nie bringen und eine hübsche Portion Selbstbewußtheit besaß er auch. Man erzählte sich eine Menge der nettesten Geschichten von ihm. Er hatte eine höchst energische Frau, die ihn gut im Zügel hielt. Als er im Jahre 1848 in Berlin einzehen wollte, hatte man ihm gedroht: zur selben Zeit seines Einzuges würde man in Stettin seine Frau erhängen. Als er in Berlin zum Brandenburger Tor einzog, sagte er schmunzelnd und seelenruhig zu seinem Adjutanten: „Mir soll bloß wundern, ob sie ihr aufgehängt haben!“ — Eines Tages sollte er Friedrich Wilhelm IV. über einige Offiziere Auskunft geben, die zur Beförderung vorgeschlagen waren. Er schrieb von einem Leutnant: „... halte ich für den feigsten Offizier.“ Majestät, darüber erstaunt, ließ Wrangel rufen: „Über Wrangel, wie können Sie mir den feigsten Offizier zur Beförderung vorschlagen?“ Wrangel ist bestürzt, dann nimmt er den Brief und sagt verwundert: „Majestät, hier steht doch deutlich der Feigste!“ (Fähigste). — Nach der Einstürzung der Düppeler Schanzen 1864 dankt Majestät bewegt seinen Soldaten und sagt: „Nächst dem Herrn der Heerscharen danke ich meinen braven Truppen den Sieg!“ Nach den Worten „Herr der Heerscharen“ sagt Wrangel stolz zu seinem Adjutanten: „Damit meint er mir!“ — Wrangel wußte, was er leistete, und es ist ihm nicht weiter zu verübeln, wenn er eine gute Portion Selbstbewußtheit besaß.

Was sich Maxi denkt.

Maxi (nachdem Brüderchen eine Minute lang geschrien hat): „Das war nett! Bitte, Mama, zieh' es noch einmal auf!“

Aus der Schule.

Lehrer: „Hans, wieviel Elemente gibt es?“ — Hans: „Tausend.“ — Lehrer: „Wer sagt das?“ — Hans: „Mein Vater, er sagt immer: „Himmelstaufendelement!““

Rätsel.

Die Erste ist ein Schmerzenslaut,
Die Zweite man am Himmel schaut;
Das dritte, aus dem Meerestrunde,
Behagt der Reichen led'rem Munde.

Auslösung der rätselhaften Inschrift aus der vorigen Nummer:

Man muß das Eisen schmieden, solang es warm ist. — Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. — Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. — Tu Recht, fürchte Gott und schene niemand.